Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 10

Artikel: Charles-Louis Philippe
Autor: Burschell, Friederich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748404

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CHARLES-LOUIS PHILIPPE

Als Philippe im Jahre 1900 seinen ersten größeren Roman, *Bubu de Montparnasse*, schrieb, war er sich bewusst, einer neuen Zeit anzugehören. In Anatole France, dem Freund der Tradition und der Historie, der alles weiss und ausdrücken kann, in dem Gelehrten und dem Skeptiker mit dem verstehenden Lächeln sah er den Schlußstein der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Dostojewski, der Riese zwischen den Zeiten, gab ihm die Bestätigung. Den „Idioten" nannte er das Werk eines Barbaren, ein Werk, dessen Schönheit bis zum Wahnsinn getrieben ist, und nirgendswo in der französischen Literatur fand er ein Zeugnis, das auch nur annähernd diese Dichtigkeit und spezifische Schwere besessen hätte. Unter dem Eindruck dieses Werkes stand er, als er in dem wundervollen Brief an seinen Freund Vandeputte sich und seine Arbeit ankündigte: „Jetzt tun Barbaren not. Jetzt tut es not, sehr nahe bei Gott gelebt zu haben und ihn nicht mehr aus den Büchern zu studieren, man muss Gesichte des natürlichen Lebens haben, man muss Kraft haben und sogar Zorn. Die süßen und dilettierenden Zeiten sind vorüber, die Zeit der Leidenschaft beginnt. Ich weiss nicht, ob der eine oder der andere von uns ein großer Schriftsteller sein wird, aber das weiss ich wohl, dass wir vom kommenden Geschlecht sind, dass wir zum mindesten zu den vielen kleinen Propheten gehören, die kurz vor seinem Kommen den Christ verkündeten und schon nach seiner Lehre predigten."

Dostojewski war ihm freilich nur eine Bestätigung, so wie ihm Nietzsche später eine Bestätigung wurde. Denn Philippe war vor allem, mit dem Kern seines Wesens, ganz ursprünglich und ganz unabgeleitet ein Dichter, und schwerlich wird man sich aus den letzten Jahrzehnten auf einen reineren besinnen. Es war ein Dichter fast wie aus dem Märchen, obwohl er oft genug von der brutalsten Realität sprach und die Dinge bei ihren nackten Namen nannte, aber dieser Kontrast ist es gerade, der seinen liebenswerten Reiz und seine Größe ausmacht. In den frühern Gedichten und im Malte Laurids spricht Rilke manchmal mit zärtlichem Ton vom Dichter, von dem jugendlichen Menschen, der seine Einsamkeit liebt, am Schatten und an einem Wehen in der Luft schon genug hat, von dem auserlesenen Menschen, der staunend mit weit aufgeschlagenen, schmerzlich aufmerksamen Augen vor dem Vielzuvielen dieser wüsten ungeordneten Welt steht, der sein Herz panzert und seine Form ebenso unerbittlich sucht wie er den Ruhm meidet und der schließlich und zum guten Ende glücklicher ist als alle, die es mit gieriger Tücke darauf angelegt haben. Ein solcher Dichter, ein so reiner Dichter war Philippe. Er besaß kein Geheimnis und keine Dämonie außer seiner ganz natürlichen Begabung, er machte keinen Unterschied, er war in seinem Leben und in seinem Werk immer offen wie die ausgestreckte Hand eines Freundes. Er lebte in Paris schlecht und recht als ein kleiner Hilfsbeamter beim städtischen Beleuchtungsdienst, er war gedrückt und arm, zornig und melancholisch, er war auch nicht recht gesund, eine boshafte Krankheit quälte ihn oft und der Schatten eines dummen, allzu frühen Todes. Doch das alles steht in seinen Büchern, seine ganze Existenz liegt vor uns und wir brauchen nur seinen Worten nachzugehen, so sehen wir ihn eingehüllt in die Einsamkeit seiner Abende und den Rauch der geliebten Pfeife, die er zu seinem Schmerz nicht mit ins Bett nehmen konnte; manchmal wirft er einen Blick auf die Bilder Dantes und Michelangelos, der großen schmerzensreichen Brüder, manchmal liest er den Satz Dostojewskis, den er sich an die Wand geschrieben hat: „Wem auferlegt

wurde, mehr zu leiden als andere, der ist auch würdig, mehr zu leiden", und er fühlt die Erde wie eine Kugel, wie eine einzige lebendige Erde, wie die Erdkugel, die Karl der Große ganz und gar in seiner Hand hielt. Alles an ihm war das Gegenteil eines Ästheten, er war schlecht gekleidet und verlangte nach Einfachheit, weil sein Herz einfach war. Zeigte man ihm schöne, schon geformte Dinge, so dachte er an Dinge des Lebens, die er schöner fand. Mit Tränen in den Augen schrieb und feilte er an seinen Sätzen, nicht damit sie gelehrt, sondern damit sie lebendig bewegt würden.

Er hat nie etwas anderes als sein Leben dargestellt, wenn wir von seinen frühsten, noch uneigentlichen Arbeiten absehen, in denen die Tränen, jede Gestalt überströmend, allzu unfruchtbar rollen. Erst als er an seine Mutter kam, an das wirklich gelebte Leben, fand er seinen Stil, seine ganz einfache Sprache, die Mischung aus Schärfe und Innigkeit, die Freude am Bild, an der er aufblüht und die wie von selber zu immer schöneren Bildern treibt. Philippes Ton ist völlig neu und unverwechselbar, gleich mit den ersten kräftig und unmittelbar gesprochenen Sätzen überzeugt seine Stimme, die bis zum Ende strahlend und warm sich hält. Hier ist der einfache Philippe: „Die Liebe, das ist, wenn man sich Abends hinsetzt und es damit schon genug ist". Und hier der bilderreiche: „... die Straßen stiegen und zogen sich wie Kanäle durch das Licht. An einer Biegung stand die Freude auf, ein Wind trieb sie vorwärts, und soweit das Auge reichte, sah man sie leicht und sich wiegend gleiten wie durch die rauschenden Wogen einen französischen Segler, der den Völkern den Wein von den Hügeln bringt. Ein Verlangen stieg und war da, wie im Stillen Ozean einst Tahiti sich zeigte, gleich Tanz und Laub und dem Echo des Tales vom Berg." Hier ist die unnachahmliche Stimme des Dichters, der nichts anderes darzustellen wusste als sein Leben.

Mutter und Kind ist sein erstes größeres Buch, es ist noch eine Übung, er musste zuerst mit seiner Kindheit und der frühen Jugend fertig geworden sein. *Bubu de Montparnasse* ist das erste eigentliche Werk. Es steht in einer Reihe mit den drei folgenden Romanen, dem *Père Perdrix*, der *Marie Donadieu* und dem *Croquignole* und diese vier Werke haben die Gattung des Romans um eine neue Form bereichert. In ihnen hat der Roman die Kraft einer direkten Aussage behommen, die er so unvermittelt und natürlich im neunzehnten Jahrhundert, das mit anderen Aufgaben beschäftigt war, nicht besessen hatte. Philippe beschreibt nicht mehr. Seine Welt, so real und nüchtern, so absolut wahrhaft sie sich auch darstellt, ist nie mit kühler Objektivität gesehen. Im Staunen, der lebendigsten Energie des kräftig erwachenden Menschen, liegt sein eigentlicher formschaffender Impuls. Es ist immer zum ersten Mal geschehen, was bei Philippe geschieht; seine Welt ist nicht verbraucht und abgegriffen, seine Menschen sind alles eher als müde, obwohl sie fast alle von unten stammen, obwohl sie Dirnen und Zuhälter sind oder bescheidene Handwerker der stillen Provinz, Holzschuhmacher, Schmiede, oder kleine Kanzlisten und vor allem jene wundervollen Jünglinge, aus denen der Dichter selber spricht, Claude, Pierre und Jean Bousset. Im Dialog ist Philippe am stärksten. Seine Menschen entfalten sich wie Blumen, während sie sprechen. Der sokratischen Methode getreu, nach der der Mensch reden muss, damit er sichtbar werde, führt jede Situation selbstverständlich zum Gespräch, das verlegen und bagatellenhaft beginnt, bis der Punkt gefunden ist, wo das Innerste getroffen ist, und nun strömt es über, breit, offen und überschwänglich. Hier wirkt der Dichter am stärksten. Gerade da, wo der naturalistische Roman

sich ängstlich hütet, keine Anteilnahme zu verraten, lässt Philippe sich gehen; es ist ihm gleichgültig, ob Menschen wirklich so reden können, ihm kommt es darauf an, in der Stunde, wo der Mensch an sein Schicksal stößt, ihn die Sprache seines Herzens führen zu lassen, und er scheut sich nicht, von sich selber so viel dazu zu geben, als ihm nur irgend zu Gebote steht. Wahrscheinlich hat man darum Philippes Romane lyrisch genannt und es ist in der Tat so, dass seine Prosa an den entscheidenden Stellen sich liedhaft steigert, aber eher könnte man sagen, dass Philippe den Roman auf seine alte Form zurückgeführt hat, auf die Chantefable des zwölften Jahrhunderts, wenn bei der Originalität Philippes ein Vergleich überhaupt gestattet ist. Philippes Kunst ist subjektiv in der Weise, dass der Dichter herrscht und er seine Menschen an die Stelle führt, wo sie dem Dichter am ähnlichsten werden. Keine Situation ist bei Philippe unabhängig von den Menschen, die sie tragen. Die Welt ist so, wie seine Menschen sie sehen, wie sie ihren erstaunten Blicken sich darstellt. „Die Bäume waren so schön, dass es ihnen vorkam, als ob sie noch nie Bäume gesehen hätten," heißt es an einer Stelle im *Croquignole*, in dem herrlichen Kapitel, wo nichts sonst geschieht, als dass drei kleine Kanzlisten aufs Land gehen, essen, trinken, Boot fahren und sich einen guten Tag machen. So ist es überall bei Philippe, es geschieht scheinbar nicht viel, aber näher besehen, ist die Welt neu erobert. Das macht: Philippe liebt, was er sieht, er hat den bezaubernden Blick der Liebe. Er ist einer von den großen seltenen Liebenden, die sanft und geduldig gegen die Welt sein können und an ihren verworfensten Stellen noch mit der Leuchtkraft ihrer gesegneten Augen das ewige Leben durchschimmern sehen, das lebendige Leben, in dessen Dienst Philippe sich ganz begeben hat. Denn das verstand Philippe unter dem Barbaren, er meinte in allem das Gegenteil des Ästheten, des müden, mit vorgeschaffenen Formen spielenden Menschen, er meinte den frommen, den lebendigen Menschen, mit dem die Welt jedesmal aufs neue beginnt, der auf Zeichen und Wunder trifft, wo der stumpfere Blick nur dem Alltag begegnet. Manchmal erinnert Philippe geradezu an die unbeschreibliche Zartheit und Naivität der Suahelimärchen und es dürfte kein höheres Lob für einen europäischen Dichter geben.

Dennoch hat sich Philippe in den vier Romanen nicht vollendet. Gegen Ende seines Lebens schrieb er für den Matin noch Novellen, die schönsten sind in dem Band *Dans la petite ville* vereinigt. Unter ihnen sind runde und vollkommene Schöpfungen, aber sie sind nicht das, was er schließlich nach seinen vier Romanen meinte. Was er meinte, war *Charles Blanchard*, das Werk, das ihm der Tod aus der Hand nahm und von dem wir nur Fragmente und Varianten der ersten Kapitel besitzen. André Gide hat Recht: trotz seines fragmentarischen Zustandes ist das Werk einzigartig und ohnegleichen in der französischen Literatur.

Doch nur von den Romanen aus lässt sich über das Fragment urteilen. Die Romane waren Auseinandersetzungen. Philippe war in ihnen noch gespalten. Mit den beiden Namen Nietzsche und Dostojewski hat er selber die entgegengesetzten Tendenzen bezeichnet, die er noch zu keiner Einheit verbinden konnte und die darum auch notgedrungen den Romanen einen problematischen Charakter geben mussten. Grob gesagt: das Herz und der Kopf Philippes hatten sich noch nicht ausgeglichen. Er selber hat es in einem Brief an Barrès so ausgedrückt: „Es blieb uns nichts anderes übrig, als einander zu lieben; darum schreibe ich auch immer viel zärtlicher, als wenn es nach meinem Kopf

ginge." Das ist es, Philippe zwingt sich noch; er weiss es nicht ganz, was vorzuziehen ist, gut zu sein und entsagend oder stark zu sein und Herr über sich selbst und das Leben. Gewiss, diese Unentschiedenheit ist konstitutiv für die Romane geworden, sie hat ihnen eine Gerechtigkeit und eine Demut vor dem Leben gegeben, die aber dennoch nicht das Höchste ist. Denn Philippe will entschieden sein; alles, was in den Romanen geschah, ist ihm selber geschehen, manches ist ihm sogar ganz wörtlich so geschehen, es kommt ihm gar nicht auf die Kunst an, in ihm selber streiten sich die beiden großen Mächte des neunzehnten Jahrhunderts, nur ist er soweit, dass er sie sieht und dass er zur Klarheit kommen möchte. Er sieht das mächtige zupackende Tier, die hemmungslose expansive Menschennatur, er bewundert sie in ihrer Größe und Furchtbarkeit, er selber möchte ein Mensch der Tat werden, er möchte sich realisieren, wie er es nennt, zu gleicher Zeit jedoch ist er aus dem Blut seiner Ahnen, der armen Handwerker, heraus und mit seinem ganzen Herzen Anwalt und Fürsprecher der Armen, er braucht nicht „sozial" zu werden, um Not und Elend zu schildern und mehr Gerechtigkeit, mehr Liebe und eine andere Ordnung zu fordern. Aus diesem Widerstreit wollte er heraus und darum machte er sich an *Charles Blanchard*, an die Geschichte eines Armen, der zu gefestigter Klarheit kommen sollte.

Aber es war Philippe nicht erlaubt, sich zu vollenden. Er hat es der Nachwelt überlassen, die diesen Dichter als einen der wenigen ehren und lieben sollte, der das Unheil sah und die Hülfe schon ahnte, als er sagte: „Wir haben nicht so gearbeitet, wie wir es sollten. Ich fürchte, es wird uns etwas zustoßen."

FRIEDERICH BURSCHELL